

(Nachdruck verboten.)

12]

Schwärmer.

Roman von Knut Hamsun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kny.

Da brach der Pfarrer in ein böshaftes Lachen aus. Die Frau warf ihre Näheret hin und stand auf.

Er liebe sie im Leben nicht in Ruhe, sondern vergälte ihr das Dasein mit seinem Unverstand. Und wieder entspann sich eine dieser törichten und fruchtlosen Zwistigkeiten, wie sie sich seit vier Jahren mit Zwischenräumen wiederholt hatten. Der Pfarrer war gekommen, sein Weib in Demut um Aufschub wegen der Schuhe zu bitten, aber es wurde ihm mehr und mehr unmöglich, sein Vorhaben auszuführen, die Gasse lief ihm über. Ging es doch auch toll auf dem Pfarrhose zu, seit Jungfer van Soos abgereist war und die Frau den Haushalt übernommen hatte.

„Außerdem: könntest Du nicht endlich einmal ein bißchen mit Umsicht unten in der Küche wirtschaften?“ sagte er.

„Umsicht? Ich denke, ich wirtschaftete mit Umsicht. Gehst es schlimmer her als früher?“

„Gestern hab' ich den Kehrichteimer voll Essen gefunden.“
„Du solltest Deine Nase nicht in alles Mögliche stecken, dann ginge es besser.“

„Neulich hab' ich eine Menge Rahmgrütze vom Mittag her gefunden.“

„Ja, die Mädchen hatten so häßlich davon abgeessen, ich konnte sie nicht mehr gebrauchen.“

„Auch einen großen Rest Reisbrei fand ich.“

„Die Milch war geronnen. Dafür konnte ich doch wirklich nichts.“

„Einen Tag vorher hab' ich ein gekochtes und geschältes Ei im Kehrichteimer gefunden.“

Die Frau schwieg. Aber sie hätte sich auch in dem Punkte zu reinigen gewußt.

„In so glänzenden Verhältnissen sind wir im Grunde nicht,“ sagte der Pfarrer, „und Du weißt, wir kaufen die Eier. Neulich einmal hat die Kasse Eierkuchen bekommen.“

„Es war nur ein Rest vom Mittag. Aber Du bist nicht recht geistig, will ich Dir sagen, Du müßtest wegen Deines Zustandes zum Doktor gehen.“

„Ich habe Dich mit der Kasse auf dem Arme gesehen, wie Du ihr die Milchschale hinhieltest. Und so etwas läßt Du auch die Mädchen mit ansehen. Die lachen Dich im Innern aus.“

„Die lachen durchaus nicht. Aber Du, Du bist geisteskrank.“

Schließlich ging der Pfarrer wieder in sein Amtszimmer hinunter. Und die Frau hatte ihren Frieden wieder.

Beim Frühstück am Morgen darauf hätte es keiner der Frau angesehen, daß sie gelitten hatte und traurig gewesen war. Aller Kummer war wie weggeblasen von ihr, sie schien Gott sei Dank den ganzen Zwist vergessen zu haben. Ihr froher Wankelmuth half ihr so gut über alles weg und ließ sie das Leben ertragen. Der Pfarrer war wieder gerührt. Hätte er nicht auch den Mund halten können wegen dieser Haushaltungsangelegenheiten; die neue Jungfer, die sie bekommen sollten, war wohl schon auf dem Wege nach Norden.

„Leider wirst Du nun Deine Schuhe nicht bekommen können,“ sagte er.

„Nein, nein,“ antwortete sie bloß.

„Das Opfer, das ich von Enoch bekommen habe, muß ich zurückgeben, er hatte das Geld gestohlen.“

„Was Du sagst!“

„Ja, denk' mal an, er hat den Einbruch bei Mac' begangen. Gestern hat er es dem Bogt gestanden.“ Und der Pfarrer erzählte das Ganze.

„Dann hat Rolandsen es ja gar nicht getan,“ sagte die Frau.

„Der, der Landstreicher! Der Lotterbube! . . . Aber mit den Schuhen mußt Du jetzt also warten.“

„Ach, was tut's!“

So war sie immer: gut und aufopfernd bis dort hinaus, ein Kind! Und niemals hatte der Pfarrer sie über ihre Armut jammern hören.

„Wahrhaftig, wenn Du nur meine Schuhe anziehen könntest,“ sagte er, und ihm war weich ums Herz.

Da lachte die Frau herzlich: „Ja, und Du meine, hahaha!“ Sie stieß an seinen Teller, daß er zu Boden fiel und entzwei ging; das kalte Kotelett war mit dabei. „Wart', Du sollst einen anderen Teller bekommen,“ sagte die Frau und lief hinauf.

Kein Ton der Klage über den Schaden! dachte der Pfarrer, nicht die Spur von solchen Gedanken! Aber ein Teller kostet auch Geld!

„Du willst doch nicht das Kotelett essen?“ rief die Frau, als sie wieder hereinkam.

„Was sollten wir sonst damit tun?“

„Das kann aber wirklich die Kase bekommen.“
„Ich bin aber nicht in so guten Verhältnissen wie Du,“ sagte er, wieder unwillig. Und wieder wäre der netteste Bank entbrannt, wenn die Frau nicht geschwiegen hätte. Aber die Freude war jedenfalls beiden verdorben. . . .

Am Tage darauf wurde eine neue große Begebenheit bekannt: Rolandsen war verschwunden. Als er von dem Hund im Walde und von Enochs Geständnis gehört hatte, hatte er im größten Aerger gesagt: „Das ist doch zu verrückt! Mindestens einen Monat zu früh!“ Der Bälgetreter Börre hatte es gehört. Späterhin am Abend war Rolandsen nicht zu finden, weder drinnen noch draußen. Aber das Boot des Bälgetreter's, das am Landplatz des Pfarrhofes gelegen hatte, war fort, mit Rudern und Fischereigerätschaften und allem, was darin gewesen war.

Mac' auf Rosengaard erhielt sofort Nachricht, wer der richtige Einbruchsdieb sei, aber seltsamerweise beeilte er sich nicht damit, zu kommen und von neuem einzugreifen. Viel leicht mußte der alte Mac', was er tat. Telegraphist Rolandsen hatte ihn um eine Belohnung geprellt, mit der er jetzt noch einmal herausriicken mußte, und das kam ihm in der Tat ungelogen. Er war ein so echter Mac', daß er sich nicht darauf verlegen konnte, kleinlich zu werden in dieser Ehrensache; aber für den Augenblick war er in Schwulitäten. Die vielen Geschäfte, die Mac' betrieb, erforderten hohe Auslagen, und das Bargeld floß nicht mehr in Strömen ein. Sein mächtiger Heringsvorrat lag beim Agenten in Bergen, aber die Preise waren zu niedrig, er verkaufte nicht. Mit Sehnsucht wartete Mac' auf die Hundstage; dann war aller Fischfang beendet, und die Preise würden in die Höhe gehen. Außerdem hatten die Russen Krieg, der Ackerbau in dem großen Lande würde vernachlässigt werden und die Bevölkerung Bedarf für Heringe haben.

Mehrere Wochen hindurch vermied es Mac', in der Fabrik vorzusprechen. Hatte er nicht auch der Pfarrersfrau eine Bäckerei versprochen, und was sollte er ihr jetzt antworten? Die Grundmauer stand da, und die Planierungsarbeit war fertig, aber es wurde kein Haus gebaut. Schon begann wieder ein Gespräch umzugehen, daß es Mac' wohl Schwierigkeiten bereiten müsse, die Bäckerei zustande zu bringen. Das ging so weit, daß der Bäcker vom Hofe des Bogts wieder zu trinken anfang. Er fühlte sich sicher, eine Bäckerei könnte man nicht in einer Woche bauen, er hätte Zeit, zu bummeln. Dem Pfarrer wurde der Rückfall des Mannes hinterbracht, und er wendete sich persönlich an den Bäcker; aber es schien nichts zu helfen, so sicher fühlte der sich.

In der Tat, der Pfarrer, dieser Arbeiter vor dem Herrn, hatte viel zu tun; obschon er sich keine Schonung gönnte, häufte sich die Arbeit doch immer mehr. Nun war sogar der eine Gehülfe abgefallen, der eifrigste von ihnen allen, Enoch. Schon ein paar Tage nach seinem Fall war denn auch Levion wiedergekommen und war recht sehr geneigt gewesen, die Stellung wieder zu übernehmen.

„Der Herr Pfarrer sieht jetzt wohl ein, daß niemand besser zum Gehülfen geeignet ist als ich.“

„Man hat Dich im Verdacht, Du hättest den Waldbrand angestiftet.“

„Das lügen Spitzbuben und Gauner,“ entfuhr es Levions Munde.

„Gut. Aber Du wirst jedenfalls nicht Gehülfe.“

„Wer soll es diesmal werden?“

„Niemand. Ich werde ohne Gehülfen auskommen.“
So war der Pfarrer stark und beharrlich und gerecht nach

allen Seiten hin. Und gerade jetzt hatte er Grund, sich selbst ohne Schonung zu züchtigen. Die ewige häusliche Misere und die vielen Mißthelligkeiten im Amte waren geeignet, ihn zu demoralisieren und zum Abfall zu verleiten; von Zeit zu Zeit konnte er recht sträflichen Gedanken Raum geben. Was mache es zum Beispiel aus, ob er mit Levion Frieden schloße, der sich dann seinerseits in kleinem Maßstab erkenntlich zeigen würde? Ferner: Mac auf Rosengaard hatte seine Hülfe angeboten für würdige Notleidende; nun gut, er wäre der große Arme im Kirchspiel, könnte er sich nicht an Mac wenden für eine in Not befindliche Familie und selber die Unterstützung behalten? Dann würden für die Frau Schuhe abfallen. Auch er selbst brauche allerhand, ein paar Bücher, ein wenig Philosophie, er vertraue in seiner täglichen Treitmühle und ginge der Entwicklung verlustig. Da hatte nun Rolandsen, dieser Maulheld, der Frau mit gutem Effekt eingeblendet, daß die Menschen es wären, die Gott zu dem machten, was er wäre. Bei Gelegenheit würde er doch einschreiten und jenem den Mund stopfen.

Endlich kam Mac. Und er kam wie gewöhnlich: würdig und bornehm; seine Tochter Elise war bei ihm. Um höflich zu sein, sprach er unverzüglich bei Pfarrers vor, zudem wollte er alles andere, als sich seinem Versprechen entziehen. Die Frau fragte nach der Väderei. Mac bedauerte, daß er nicht rascher habe zu Werke gehen können, es habe seine guten Gründe gehabt: die Väderei könne einfach nicht in diesem Jahre aufgeführt werden, des Siderwassers wegen. Da ließ die Frau einen Ruf der Enttäuschung hören, aber der Pfarrer hatte seine kleine Freude.

„Die Fachleute kommen und erzählen mir das,“ sagte Mac, „d’rum muß ich mich fügen. Im nächsten Frühjahr können die Mauern sich um mehrere Zoll verschieben. Und wie würde es dem Hause oben ergehen?“

„Ja, wie würde es dem dann ergehen?“ sagte auch der Pfarrer.

Uebrigens war Mac durchaus nicht in bedrückter Stimmung. Die Hundstage waren vorüber, aller Heringsfang war vollkommen beendet, und ein Telegramm des Agenten hatte ihn auf der Stelle davon in Kenntnis gesetzt, daß die Preise rapid im Steigen waren. Mac konnte sich nicht enthalten, es den Pfarrersleuten zu erzählen. Zum Entgelt konnte der Pfarrer ihm mitteilen, wo Rolandsen sich aufhielt; auf einer Insel, die weit nach Westen im Meere lag, hauste er, ganz wie ein Wilder. Ein Mann und eine Frau waren gekommen und hatten dem Pfarrer die Kunde überbracht.

Mac sandte unverzüglich ein Boot aus, um Rolandsen zu holen.

13.

Die Sache war so, daß Enoch’s Geständnisse Rolandsen unvorbereitet trafen: jetzt war er frei, aber er hatte die vierhundert Taler für Mac nicht. So geschah es, daß er das Boot des Wälgetreters mit Angelschnüren und Zubehör nahm und hinausruderte in die stille Nacht. Aunderthalb Meilen fuhr er, zum Teil über das offene Meer, ruderte die ganze Nacht und suchte sich am Morgen eine geeignete Insel aus. Da landete er. Allerhand Seevögel umkreisten ihn.

Rolandsen war hungrig, und zuerst gedachte er, eine gute Portion Nöweneier zur Mahlzeit zu sammeln. Doch es stellte sich heraus, daß aus den Eiern Junge geworden waren. Da ruderte er auf den Fischfang hinaus, und das glückte besser. Nun lebte er tagaus tagein von Fischen und sang und langweilte sich und regierte die Insel. Bei Regenwetter fand er Obdach unter einem unvergleichlich schönen Felsen. In der Nacht schlief er auf einem grünen Fleck, und die Sonne ging niemals unter.

Zwei, drei Wochen vergingen, die elende Lebensweise hatte ihn schrecklich mager gemacht, aber sein Muth wurde immer eherner vor lauter Festigkeit, und er wollte nicht kapitulieren. Er fürchtete weiter nichts, als daß jemand kommen und ihn stören könnte. Vor ein paar Nächten war ein Boot auf die Insel zugefahren, darin hatten ein Mann und eine Frau gesessen, die hatten Daunen gesammelt. Sie hatten auf der Insel landen wollen, aber Rolandsen ließ es um keinen Preis zu, er hatte sie in weiter Entfernung bemerkt und hatte Zeit gehabt, in Wut zu geraten, und dann hatte er so seltsame Fechtkünste mit dem kleinen Treckanker des Wälgetreters aufgeführt, daß die Leute erschrocken von dannen gerudert waren. Da hatte Rolandsen innerlich gelacht und war wie ein unheimlicher Teufel anzusehen gewesen mit seinem mageren Gesicht.

Eines Morgens lärmten die Vögel ärger als sonst und weckten Rolandsen, und es war noch so früh, daß es beinahe

Nacht war. Er sieht ein Boot kommen, es ist ganz nahe. Das war das Traurige an Rolandsen, daß er so langsamem Sinnes war. Da kam nun dieses Boot und kam ihm gerade jetzt höchst ungelegen; aber als er endlich genügend in Wut war, hatte das Boot schon angelegt, sonst hätte er ihm ja Schaden zufügen und die Leute mit Steinen bewerfen können.

Zwei von Mac’s Leuten aus der Fabrik, Vater und Sohn, stiegen ans Land, und der Alte bot Rolandsen einen guten Tag.

„Ich bin durchaus nicht zufrieden mit Dir, und ich werde Dir etwas antun,“ erwiderte Rolandsen.

„Was sollte das sein?“ sagte der Mann und sah den Sohn etwas unsicher an.

„Selbstverständlich werd’ ich Dich erwürgen. Was meinst Du zu der Ankündigung?“

„Und wir kommen mit Aufträgen gefahren, die Mac selber uns gegeben hat.“

„Natürlich hat Mac selber sie Dir gegeben. Ich weiß, was er will.“

Jetzt mißchte sich auch der Junge ins Gespräch und bemerkte, der Wälgetreter wolle sein Boot und seine Angelschnüre wieder haben.

Rolandsen rief verbittert: „Der? Ist der Mann toll? Und was soll ich machen? Ich wohne auf einer wüsten Insel, ich muß das Boot haben, wenn ich unter Menschen kommen will, und mit den Angelschnüren muß ich fischen, um leben zu können. Nicht ihm den Gruf aus.“

„Und dann sollten wir von dem neuen Telegraphhüten bestellen, daß wichtige Telegramme gekommen wären und für Sie bereitlägen.“

Rolandsen machte einen Sprung. Was! Schon! Er fragte noch nach allerlei, bekam Antwort und machte nun keine Einwendungen mehr dagegen, sie zu begleiten. Der Junge ruderte das Boot des Wälgetreters, und Rolandsen saß in dem des Alten.

Am Bug stand ein Eßkorb; die frohe Hoffnung erwachte in Rolandsen, ob nicht vielleicht Proviant darin wäre. Er wollte fragen: „Hast Du Essen bei Dir?“ Aber er bezwang sich vor lauter Dünkel und fing an, den Hunger sich fortzuplaudern.

„Wie ersuhr Mac, daß ich hier bin?“

„Es hatte sich herumgesprochen. Ein Mann und eine Frau hatten Sie hier eines Nachts gesehen, sie waren so erschrocken.“

„Ja, was wollten die hier! . . . Den’ Dir, ich habe einen neuen Fischplatz bei der Insel gefunden. Und nun reise ich von dort fort.“

„Wie lange hatten Sie zu bleiben gedacht?“

„Was geht’s Dich an,“ erwiderte Rolandsen kurz. Er betrachtete den Eßkorb, aber er verging fast vor Dünkel und sagte: „Das ist ja ein ungewöhnlich häßlicher Eßkorb. Das dürfte wohl nicht angehen, darin etwas aufzubewahren. Was sollte das sein?“

„Hätte ich mir so viel Fleisch und Speck und Butter und Käse, wie schon in dem Eßkorb gewesen ist, ich wäre mit Essen versorgt für viele, viele Jahre,“ antwortete der Mann.

Rolandsen räusperte sich und spuckte ins Meer.

„Wann sind die Telegramme gekommen?“ fragte er.

„Ach, das ist schon eine Weile her.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mile Siwitsch.

Von Roda Roda.

In einem Wirtshaus zu Zwanzki saßen am Abend des 24. Juli 1892 vier späte Zecher: Mile Siwitsch, Jure Jlesch, dann ein Fremder — und in die Ecke gedrückt Pero Awakumowitsch.

Der Fremde war ein Bosniak, der im Dorfe Messer aus Mostar, Livoer Zigarrenspitzen, rote Korallenschnüre und sonst allerlei Land verkauft hatte. Eines der sonderbaren Messer lag neben Pero Awakumowitsch: die Klinge haarscharf und ziselirt, der Heingriff mit bunten Steinchen und Goldfäden verziert. — In dicken Flaschen blinkte der hellrote Landwein. Man sprach ihm wader zu.

Mile Siwitsch war der erste, der zum Aufbruch rief. — „Trinkt aus, Brüder — und gehen wir.“

„Leute — es ist spät,“ mahnte auch gähmend der Wirt.

Jure Jlesch, der Kutcher des Wirtes, verschwand in seiner Kammer, die beiden anderen verließen gemeinsam die Stube. Awakumowitsch, der stumme Gast, war verschwunden.

Als der Wirt die Tür spergte, hörte er draußen einen schrillen Schrei. Er achtete nicht darauf.

Am anderen Morgen fand der Kuhhirt, der als erster über den Markt ging, den Bosniaken erstochen vor dem Wirtshaus liegen.

Er verständigte den Richter, der just von einem Markte heimgekommen war, und eine halbe Stunde später war der junge Sitwitsch verhaftet.

„Du bist der Letzte gewesen, der mit dem Hausierer gesprochen hat, Du bist mit ihm hinausgegangen!“ — sagte der Richter. „Herr, so wahr mir Gott helfe, ich habe ihn nicht umgebracht. Wir sagten uns „Gute Nacht“. Er blieb stehen, um seinen Gürtel fester zu ziehen, und ich ging,“ beteuerte der Angeklagte. Sein todblaßes Gesicht aber und seine zitternden Hände sprachen ihn schuldig.

Das Messer hier, mit dem der Arme erstochen worden ist, ist Dein Messer!“

„Nein, Herr!“

„Es sind zwanzig Zeugen dafür da.“

„Herr, gehen Sie von Haus zu Haus — Sie finden überall solche Messer. Warum sollte es gerade meines sein?“

„Der Wirt hat einen Schrei gehört und einen Mann über den Platz laufen gesehen. Er hat — Dich gesehen“ donnerte der Richter.

„Unmöglich — Herr! — Mich nicht!“

„Antworte mir — die strengsten Augen bohrten sich förmlich in das Antlitz des Mörders — „wo bist Du diese Nacht gewesen?“

Der Wirt schweig.

„Warum antwortest Du nicht?“

Da kam es leise — zögernd: „Ich kann nicht — Herr! — Fragen Sie was Sie wollen, nur das nicht!“

„Mensch, verstehst Du denn nicht, daß Du damit den Mord eingestanden hast?“

„Ich habe keinen Mord begangen, Herr Richter!“

„Wo bist Du also gewesen? Sprich!“

„Das — das sage ich nicht.“

Er wurde abgeführt.

Die alte Sitwitsch erbettelte sich mit tausend Tränen Einlaß zu ihrem Sohn. Sie herzte und küßte den Unglücklichen, als wäre er ein kleiner Junge. „Sag' mir mein Kind, nur mir: wo bist Du diese Nacht gewesen?“

Er biß die Zähne zusammen.

„Sohn, ich weiß — ich weiß — Du hast es nicht getan. — Wenn Du ein Wort sprichst, das rechte Wort, bist Du frei. Mir — mir — sag' es — mein Kind! Mir — die ich Dich geboren hab' —“

„Mutter — martert mich nicht!“ schrie er auf und kniete vor ihr nieder.

Und er blieb dabei — er sagte es nicht.

Achtzehn Jahre waren vergangen. Im Lepoglawaer Zuchthaus saß ein grauhaariger Mann in der Zelle und schnitzte eine Holzstache. — Eine Künstlerarbeit.

Die Tür öffnete sich und der Gefängnisdirektor trat ein. Er staunt blickte ihn der Gefangene an. — Der Herr grüßte ihn freundlich und setzte sich ihm gegenüber. — „Höre, Mile, hast Du jemals einen Pero Awakumowitsch gekannt?“

Mile legte die Hand an die Stirn und dachte nach. Ach, es lag ihm alles so fern — so fern.

Dann nickte er.

„Dieser Mann ist vor vierzehn Tagen gestorben.“

„Gestorben“, wiederholte Mile leise. — Warum starb er denn noch immer nicht?

„Vor seinem Tode hat er gebeichtet.“

Sitwitsch nickte. Das war gut so. Das war in der Dedmng.

„Er hat etwas gebeichtet, was Dich betrifft, Mile!“ Der Direktor trocknete sich mit einem weihenduftenden Tuch die Stirn. Es war doch gräßlich schwer, dem Manne da zu sagen — — Jetzt schaute ihm Sitwitsch starr ins Gesicht.

Und da sagte er es ihm in einem Zuge. — So ein Bauer wird doch nicht gleich den Verstand verlieren? — „Erinnerst Du Dich an die — Nacht? Ja? Awakumowitsch saß auf der Bank in der Ecke. Ihr beachtetet ihn nicht. Er schlich vor Euch hinaus. Dann kamst Du und der Wosniak und noch einer!“

„Der Fleisch Inure war's“, ergänzte Sitwitsch heiser.

„Ja, so hieß er! Du gingst nach rechts, Fleisch links, der Hausierer blieb stehen und zog sich den Messergurt fester. Da sprang Awakumowitsch hinter dem Zaun hervor, riß ihm ein Messer heraus, stach ihn nieder und beraubte ihn. Fünfundachtzig Gulden nahm er ihm ab. Der Wirt sah ihn über den Platz laufen.“

Mile fiel betäubtlos hintenüber. Sie konnten ihn kaum zum Leben erwecken.

Am dritten Tag darauf war er zu Hause.

Es war ein blutjunger Richter im Orte, der die alten Protokolle und Akten durchgeflöbert hatte — der wollte noch eines wissen — nur noch das eine.

„Wo bist Du in jener Nacht gewesen?“ fragte er den Bauer, wie ihn schon so viele vorher gefragt.

„Achtzehn Jahre — achtzehn Jahre“, murmelte Mile vor sich hin — und laut: „Holt den Bürgermeister her, Herr Richter!“

Ein Pandur wurde weggeschickt.

Die Sonne schien hell und breit durch die schmutzigen Fenster. Sie beleuchtete scharf die Wurzeln und Falten in Sitwitsch's Gesicht, die harten Linien, die das Leid langer Jahre gegraben. — Der Beamte wagte nicht zu sprechen. Er trommelte nervös auf dem Tisch herum und schaute die Bilder des Kaisers und der Kaiserin

an, die an der Wand hingen, — so interessiert, als hätte er sie nie gesehen.

Der Bürgermeister kam.

„Wer ist seit achtzehn Jahren hier gestorben?“ fragte Sitwitsch. „Mein Seelchen, das weiß ich nicht! Ich bin erst acht Jahre hier.“

„Dann holt den Pfarrer!“ rief Sitwitsch und versank wieder in ein dumpfes Brüten.

Der Pfarrer brachte sein Kirchenbuch mit. Er setzte sich an den großen Tisch und las langsam Namen für Namen.

Sitwitsch regte sich nicht.

Als der Pfarrer geendet hatte, herrschte eine lange Weile Schweigen.

Plötzlich richtete sich Sitwitsch auf.

„Kommt Ihr beschwören, Hochwürden, daß die alle gestorben sind, die Ihr genannt habt?“

„Ja.“

„Ihr wollt wissen, wo ich in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli gewesen bin?“ — Sein Auge flammte und die weißen Rippen zitterten. „Bei Kata Selweritsch bin ich gewesen, der Frau des Richters.“

Er atmete tief auf.

Das Geheimnis, das er achtzehn Jahre bewahrt, er sagte es beinahe hinaus, als befreie er sich von einer schweren, schweren Last.

„Warum hast Du das nicht früher gesagt? Du hast so viel um sie gelitten.“

„Ich — sagen! — So was darf man doch nicht sagen —“

Der Pfarrer hatte sich abgewendet und der Bürgermeister schneuzte sich geräuschvoll.

„Du bist frei, Sitwitsch,“ sprach der Richter. „Dir ist großes, großes Unrecht geschehen. Ich bedauere Dich von Herzen.“

„D, jetzt ist's gleich“ antwortete der Bauer.

„Du kannst gehen, wohin Du magst, Sitwitsch!“

Und er ging. — Gerade in den nächsten Kramladen. Dort kaufte er sich einen Strick. Am ersten Baum vor dem Dorfe hängte er sich auf. — Was sollte er im Leben anfangen? Und in Lepoglawa mochten sie ihn nicht mehr haben. . . .

Kleines feuilleton.

I. Freie Volksbühne: Mozartfeier. Die Freie Volksbühne hatte ihren zwölften Kunstabend zu einer Mozartfeier gestaltet, die wieder deutlich bewies, auf wie fruchtbaren Boden die Bemühungen des Vereins fallen. Das Publikum, das den Rathausaal vollständig füllte, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit und deutlich wahrnehmbarem Interesse den Darbietungen. Beste Kunst dem Volke! Hier steckt noch wahre Begeisterung, hier ist noch die Fähigkeit der unmittelbaren Aufnahme und der völligen Hingebung an das wahrhaft Schöne, das nicht verspielt und ausgetüftelt ist, sondern seine natürliche Sprache spricht und aus der Fülle geschöpft ist. Es ist besonders dankenswert, daß bei dieser Gelegenheit hauptsächlich Kammermusik geboten wurde, denn die großen Werke des Meisters, seine drei unsterblichen Opern, gehören ja ständig dem Spielplan der Theater an und können da eher gehört und gesehen werden. Aber die Kammermusik ist immer noch das Aschenbrödel, das nicht zu seiner Geltung kommen kann. Zum Teil ist das ja in ihrem Charakter begründet. Ihre Intimität erfordert den engeren Kreis. Das bedeutet aber nicht, daß ihr das größere Publikum fremd bleiben soll, oder sie ihm. Es ginge dadurch dem Volke einer seiner schönsten musikalischen Schätze verloren, es verlore das Innigste und Tiefste, das Wärmste, und fast möchte ich sagen, Deutsche, was seine hervorragendsten Meister in der Musik ausgedrückt haben. Hier erfüllt der Verein eine nicht hoch genug zu schätzende Erziehungsaufgabe, eine Erziehung zur Kunst, zur Verankerung in den Geist und das Gemüt dieser Schöpfungen. Es ist nun bei Mozart besonders das Gemüt, das anspricht, dies goldene Herz, das nicht seines eigenen Ergößens müde wird. Man wird hier weniger hingeworfen, man muß sich vielmehr in diese Musik, in das feine Spiel und Wechselspiel der Sätze und Themen, in die Uebergänge und Verbindungen, in die Wiederholungen und launigen Hervorhebungen, in die Cadenzen und Verschönerungen laufend versetzen und den einfachen Harmonien sich hingeben, wie sie sich herniederneigen zum Kleinen und Zarten, zu Anmut und Grazie, zu Innigkeiten und Heimlichkeiten, und wieder aufschwellen zum Vollen und Großen, zur Breite und geradezu religiösen Tiefe. So ergänzten sich das „Adagio“ aus dem „A-Dur-Konzert“ und das „Larghetto“ aus dem „Klarinettenquintett“, Violine und Cello, und so faßter dann schließlich die drei Sätze des G-moll-Quartetts alles zusammen, was der Meister in dieser Art ausdrücken wollte. Die etwas schwere Breite des „Mozart“, die innige Geselligkeit des Andante, die sich bis zur Choralfierlichkeit erhob, und schließlich das charakteristische Rondo, mit seinem deutlichen Zeitalter und jühlbaren Hinweis auf des Meisters Amadeus melodioseste Oper, „Die Zauberflöte“. Nicht ohne deutliche Verwandtschaft mit diesem Rondo ist das „Biegenliedchen“ — der Schwermüder Mozart ist auch da noch drin —, das von Frau Richter-Burchard wiederholt gesungen werden mußte.

Den einleitenden Vortrag hatte Herr Hans Brenner an Stelle des verhinderten Kapellmeisters Albert Ritter gehalten. Er hatte in geschickter Weise das Leben Mozarts erzählt und es in einzelnen Anekdoten anschaulich gemacht. Um die Ausführung des Programms machten sich außer Frau Richter-Burhard die Herren Direktor Wafke, Schuch, Söndlin und Weher verdient. —

kh. Haben die Chinesen schräg gestellte Augen? Diese Frage behandelt E. Lemaire in einem interessanten Artikel, den er in „Le Nature“ veröffentlicht. Man ist wohl gewöhnlich der Meinung, daß die Augen bei den Völkern der gelben Rasse schräg gestellt sind, und in der Tat hat man beim ersten Blick den Eindruck, als ob es so wäre. Aber in Wahrheit sind sie es nicht. Die Linie, die die Winkel der Augenlider verbindet, teilt bei ihnen das Auge in zwei gleiche Teile, und sie steht völlig senkrecht zur Nasenachse. Wenn diese Bildung natürlich auch bei ihnen nicht immer völlig regelmäßig ist, so kommen solche Unregelmäßigkeiten bei den Selben viel weniger häufig vor als bei den Weißen. Bei uns stehen sogar die Augen in der Regel nicht rechtwinklig zur Nase. Wenn uns unsere Augen völlig gerade gerichtet und im richtigen Verhältnis stehend erscheinen, so ist das nur eine Folge der Gewohnheit; und wenn uns andererseits die Augen der Chinesen schräg erscheinen, so liegt dem nur eine optische Täuschung zugrunde. Wollen wir uns davon überzeugen, welche Rolle bei diesen Eindrücken die Gewohnheit spielt, so genügt es, ein bekanntes Gesicht durch den Reflex im Spiegel zu betrachten oder auch das eigene Gesicht durch einen doppelten Reflex in zwei parallel aufgestellten Spiegeln genau zu bestaunen. Dann ist das, was gewöhnlich rechts gesehen wird, links, und umgekehrt; und nun erscheinen plötzlich ganz ungeahnte Unregelmäßigkeiten in dem bis dahin so regelmäßig erscheinenden Gesicht. Allerdings ist zu bemerken, daß diese Wirkung durch die Spiegelung etwas übertrieben ist. Aus demselben Grunde erscheint uns ein völlig en face aufgenommenes Bild von uns selbst ganz fremd, während andere, denen unsere Gesichtszüge vertraut sind, es sehr ähnlich finden. Der Photograph bemüht sich auch, diese schlechte Wirkung zu bekämpfen, indem er möglichst vermeidet, seine Kunden ganz von vorn aufzunehmen, und den Kopf lieber so stellt, daß durch die Perspektive die Unregelmäßigkeit der Züge verbessert wird. Das gelingt ihm freilich nicht immer. Im Gegensatz zu dieser Erfahrung kann man sich bei den Augen der Selben durch genaue Beobachtung überzeugen, daß sie die richtige Stellung haben, die alle bedeutenden Sinologen betonen. Daß sie schräg gestellt erscheinen, ist dadurch zu erklären, daß das obere Augenlid und die Richtung der Augenbrauen im allgemeinen schräg sind. Das obere Augenlid bildet dicht an der Nase eine Falte, durch die es den Winkel, in dem die Tränenrinne liegt, ganz verdeckt. Es wäre daher richtiger, von eng zusammenstehenden Augen zu sprechen als von schräg gestellten. Dazu kommt, daß die Augenlider im allgemeinen kleiner und die Augen weniger geöffnet sind. So ist der Eindruck, daß die Chinesen schräg gestellte Augen haben, lediglich eine optische Täuschung, die durch die eigenartige Führung der Linien von Augenlidern und Augenbrauen gegeneinander hervorgerufen wird. —

t. Die ungeheueren Kraft fließenden Wassers. Daß bewegtes Wasser gelegentlich eine ungeheueren Kraft besitzt, wird unserer Vorstellung zugänglich, wenn wir mitunter große Blöcke sehen, die von den brandenden Meereswellen am Strande oder von einem Strom bei Hochflut auf mehr oder weniger beträchtliche Entfernungen verschoben worden sind. Immerhin erscheinen die Leistungen des fließenden Wassers, die auf diesem Wege angezeigt werden, wegen der Größe und des Gewichtes der Felsblöcke fast unbegreiflich. Man muß schon längere Zeit am Meeresufer oder an einem Gebirgsabhänge gewohnt haben, um mit solchen gewaltigen Vorgängen in der Natur vertraut zu sein. Niemals zuvor vielleicht ist ein so außerordentliches Beispiel für die Gewalt fließenden Wassers geliefert worden wie unlängst am Nil bei Assuan. Dort sind zur Aufspeicherung der Nilflut und zu deren Verwertung für künstliche Bewässerung in der trockenen Jahreszeit außerordentlich große Staubecken angelegt worden. Zu gewissen Zeiten sind enorme Wassermassen in dem Becken eingeschlossen, so daß dessen ganze weite Fläche über 18 Meter hoch bedeckt ist. In der Umfassungsmauer sind Schleusentore angebracht, die das Wasser nur allmählich abfließen lassen sollen. Die Auslässe befinden sich in verschiedener Höhe und je nach dem Wasserstand im Inneren werden die einen oder anderen benutzt, so daß nie ein größerer Höhenunterschied zwischen der Oberfläche des Wassers im Inneren und der Stelle des Ausflusses stattfinden soll als ein solcher von neun Metern. Unter diesen Umständen soll die Geschwindigkeit des austretenden Wassers 11 Meter in der Sekunde nicht übersteigen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln und obgleich der Boden des alten Nillataraks, in den das Wasser ausmündet, aus einem sehr festen Felsboden besteht, hat das ausfließende Wasser unlängst einen Block von über 5 Meter Länge, über 3½ Meter Breite und über 2 Meter Dide fortgeführt und gegen das Mauerwerk des Staubeckens geworfen. Das Gewicht dieses Felsblockes ist auf wenigstens 60 Tonnen oder 120 Zentner geschätzt worden. —

Medizinisches.

hr. Die Beurteilung der Konstitution. Die Beurteilung der Konstitution eines Menschen ist für viele Lebens-

verhältnisse wichtig. Die Militärauglichkeit ist abhängig von der Konstitution, desgleichen die Schulfähigkeit eines Kindes, sowie auch die Aufnahme in die Lebensversicherung. Die Konstitution des Kranken zu kennen, ist endlich für den Arzt außerordentlich wichtig, wenn er in einem Krankheitsfalle den Ausgang einer Krankheit beurteilen oder ein bestimmtes Heilverfahren anwenden will. In den meisten Fällen hilft man sich bei der Beurteilung der Konstitution mit allgemeinen Bezeichnungen, man sagt von einem Menschen, er habe eine schwache oder kräftige Konstitution, ohne sich weiter Rechenschaft darüber zu geben, wovon im einzelnen die Beschaffenheit der Konstitution abhängt. Am häufigsten beruht eine schwache Konstitution auf Anlage zur Tuberkulose; das ist diejenige Körperbeschaffenheit, welche das Individuum dem Eindringen der Tuberkelbazillen gegenüber weniger widerstandsfähig macht. Schon der Altmeister der Tuberkuloseforschung, Dr. Brehmer, hatte darauf hingewiesen, wie sehr bei dieser Anlage das Herz den Ausschlag gibt. Es besteht nämlich ein Mißverhältnis zwischen der voluminösen Lunge und dem von vornherein zu kleinen Herzen. Das Herz der Tuberkulösen ist aber nicht allein zu klein, sondern auch zu schwach. Auch Prof. Kraus in Berlin, der neulich einen Vortrag über „Konstitutionelle Herzschwäche“ hielt, betonte, daß das Herz bei Engbrüstigen klein und sehr beweglich sei, das bei höheren Anforderungen verjage und leicht zu Erweiterung disponiere.

Um dem Arzt ein Mittel zur Beurteilung der Konstitution an die Hand zu geben, hat Dr. Crampion eine besondere Methode mitgeteilt; er untersuchte nämlich die Einwirkung der Muskelzusammensetzungen auf den Blutdruck und verglich dabei den Blutdruck und die Herzbeugung in liegender und aufrechter Stellung, die Probe läßt den Fortschritt bei chronischen Krankheiten und den Wert der angewandten Heilmittel erkennen. — Noch einfacher ist die Beurteilung der Konstitution mit der sogenannten Bignetschen Formel. Diese erhält man, wenn man die Zahlen für Gewicht und Brustumfang addiert und diese Summe von der Körpergröße abzieht. Beträgt z. B. das Gewicht 70 Kilo, der Brustumfang 90 Zentimeter, die Additionssumme demnach 160, die Körpergröße 172, so ist die Differenz 12. Je größer die Differenz, um so weniger kräftig ist der Untersuchte und Differenzen von mehr als 25 sollen auf schwache und zu chronischen Krankheiten disponierende Menschen hindeuten. Ein rumänischer Stabsarzt hat die Bignetsche Formel an 816 Soldaten nachgeprüft und für richtig befunden. Dementsprechend ist das Verfahren vom rumänischen Kriegsministerium beim Rekrutierungsgeschäft offiziell eingeführt worden. —

Humoristisches.

— Vorsichtig. Arzt (einem Bekannten auf der Straße begegend): „Mein Gott, wie Sie aussehen, Sie müssen . . .“
Bekannter (ihn unterbrechend): „Einen Augenblick, betrachten Sie das als Konsultation, Doktor?“
— Rassenfrage. Käufer: „Aber, lieber Mann, Sie müssen doch wissen, von welcher Rasse Ihr Hund ist, ob Rattenfänger, Affenpinscher oder was?“
Bauer: „Ja, das weech ich nich, Ratten fängt er ja, aber ob er Affen pinscht . . .“
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Schnitzlers neues Schauspiel „Der Ruf des Lebens“ wird seine Uraufführung im Lessing-Theater erleben. —
— Im Zentral-Theater geht im Februar ein Operettenspielfest „Casanova“, Text von Sterk und Tandler, Musik von Karl Kapeller, zum erstenmal in Szene. —
— Frau Fleischer-Edel vom Hamburger Stadttheater singt bei den diesjährigen Wahreuther Festspielen die Partie der Brangäne in „Tristan und Isolde“. —
gc. Ein sonderbares Verkehrsinstitut waren ehemals die „Judenbriefträger“ in Frankfurt a. M. Die Judenordnung vom Jahre 1716 zählt alle die Vorschriften auf, welche damals die Juden bei ihrem Verkehr mit der Post zu beobachten hatten. Beispielsweise durften christliche Briefträger den Juden die Briefe nicht ins Haus tragen; es war vielmehr ein „Schutzjude“ eigens dazu bestimmt, die an Juden adressierten Briefe von der Post abzuholen und in der Judengasse auszutragen, und dieser Schutzjude führte die amtliche Bezeichnung „Judenbriefträger“. Das Judenbriefträgeramt bestand bis zum Jahre 1846. Feste Besoldung erhielt der Judenbriefträger nicht, sondern für jeden Brief 6 Kreuzer Bestallgeld. Nach und nach und mit dem Wachsen des Briefverkehrs mehrte sich die Einnahme des Judenbriefträgers so, daß der letzte derselben, Isak Hahum Schuster, viele Jahre hindurch ein Jahreseinkommen von mindestens 5000 Gulden hatte. —
c. Eine vierhundertjährige Schildkröte. Der Veteran des Londoner „Zoo“ ist in der vorigen Woche gestorben, eine Elefantenschildkröte, die etwa zu der Zeit, als die Galapagos-Inseln von den Spaniern entdeckt worden, dort das Licht der Welt erblickt hatte. In seinen besten Tagen trug das Tier so viel Grünfutter, wie etwa eine Kuh durchschnittlich bekommt. Auf der Skala war das Alter des Tieres mit 350 Jahren angegeben; aber man nahm an, daß es noch fünfzig Jahre älter war. —